

**HEYNE <**

## ZUM BUCH

Annie und Julia waren als Kinder unzertrennlich, doch je älter sie wurden, umso schwieriger war es, die sozialen Unterschiede zu überbrücken, die sie trennten. Denn während Julia St. Clair aus einer wohlhabenden Familie stammt, wuchs Annie als Tochter der Haushälterin auf deren Anwesen auf. Die Freundschaft der beiden zerbrach endgültig, als Annies Mutter unter mysteriösen Umständen starb und Julia es nicht fertigbrachte, Annie in der schwersten Zeit ihres Lebens zu unterstützen. Zehn Jahre später treffen Sie sich nun zufällig wieder – und Julia ist begeistert von Annies Cupcakes. Sie schlägt ihr vor, gemeinsam ein Cupcake-Café zu eröffnen. Als Annie nach einigem Zögern zustimmt, beginnt eine aufreibende Zeit. Zudem taucht auch noch eine Jugendliebe der beiden auf, und Julia muss sich mit ihren Hochzeitsvorbereitungen beschäftigen. Bald wird klar, dass sie wirklich zusammenhalten müssen, wenn sie ihren Traum verwirklichen wollen. Aber nicht nur das: Sie finden auch die Liebe, und zwar dort, wo sie sie nicht vermutet hätten.

## ZUR AUTORIN

Meg Donohue wuchs in Philadelphia auf. Sie studierte kreatives Schreiben und Vergleichende Literaturwissenschaft und lebt nun mit ihrem Mann, ihren beiden Töchtern und einem Hund in San Francisco. »Das beste Rezept meines Lebens« ist ihr erster Roman.

MEG  
DONOHUE

DAS  
BESTE  
REZEPT  
MEINES  
LEBENS

Aus dem Amerikanischen  
von Nadine Püschel

HEYNE <

Die Originalausgabe HOW TO EAT A CUPCAKE  
erschien bei HarperCollins Publishers, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik,  
Schweden.

Das Zitat »Der Kuckuck führt ein Lotterleben. Purzelreime  
von Ogden Nash«, ins Deutsche übertragen von K.F.Ross  
und Max Knight, mit freundlichen Genehmigung  
des Paul Zsolnay Verlags, Wien

Vollständige deutsche Erstausgabe 07/2012  
Copyright © 2012 by Meg Donohue  
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2012  
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München  
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-40972-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für meine Eltern, deren Liebe und Unterstützung  
meine kühnsten Träume beflügeln.  
Und für Phil und unsere Mädchen,  
die mein Ein und Alles sind.*



**JUNI**



# I

## Annie

Viele Leute halten mich für unzuverlässig. Das liegt daran, nehme ich an, dass ich mich vielleicht einen Tick zu ausgefallen anziehe, Mehlflecken auf den Kleidern habe und keine Hedgefonds-Managerin, IT-Unternehmerin oder Anwältin bin. Ach ja, und Locken habe ich auch, was mich wohl als unberechenbar ausweist. Sag mir, was für Haare du hast, und ich sag dir, wer du bist, scheint die neue Devise zu sein.

Natürlich nimmt niemand das Wort »unzuverlässig« in den Mund, wenn er mich beschreibt. Stattdessen fallen so beschönigende Umschreibungen wie »sie hat ihren eigenen Kopf« oder »sie weiß, was sie will«, was eigentlich heißen soll, dass sie mich für eine dieser launischen, selbstverliebten Zicken halten, die immer und überall vierzig Minuten zu spät kommen, wenn sie überhaupt irgendwann einmal auftauchen. Dabei ist genau das Gegenteil der Fall. Wenn ich etwas zusage, dann halte ich mich auch daran, danke sehr. Wenn ich verspreche, dass ich komme, dann bin ich auch pünktlich da.

Und trotzdem: Als ich zum ersten Mal nach zehn Jahren wieder auf dem gepflasterten Vorplatz der Villa der St. Clairs stand, spielte ich ganz kurz mit dem Gedanken, kehrtzumachen und das Weite zu suchen. Schweigend ragte das riesige Ungetüm vor mir auf – jenes Haus, in dem ich zusammen mit meiner besten und schlechtesten Freundin zugleich aufgewachsen war, der einzige Ort, der je so etwas wie ein Zuhause für mich gewesen war. Während ich noch zögernd zu den in der Abendsonne glänzenden Fenstern aufsah, stieg aus der Schachtel in meinen Händen der heitere, zuversichtliche Duft von Meyer-Lemon-Cupcakes auf. Kurz überlegte ich, was schlimmer war: mit einem Rückzieher Lollys Zorn zu riskieren oder mich vor einem Dutzend kecker Cupcakes für meine Feigheit rechtfertigen zu müssen. Ich reckte mich so hoch, wie es meine 1,62 Meter erlaubten, und marschierte auf den Vordereingang zu.

Ein schmallippiges Dienstmädchen mit energisch gescheiteltem schwarzem Haar und dick aufgetragenem Make-up öffnete die Tür. Sie war eindeutig nur für die Party engagiert worden. Normalerweise bekam Lolly schon die Krise, wenn ihre Angestellten auch nur einen Hauch zu viel Schminke auftrugen; angesichts dieser Kriegsbemalung war ein Wutanfall geradezu unvermeidlich. Prompt empfand ich Mitleid für die Frau. Oder war es Solidarität?

»Hi«, sagte ich. »Ich bin Annie Quintana.«

Die Frau wirkte etwas ratlos. Kein Wunder: Ich trug weder das schwarze Kellnerinnen-Outfit, noch war ich so

aufgedonnert, dass ich als Gast durchgehen konnte. Sie blinzelte mich mit ihren Mascara-beladenen Wimpern an und senkte den Blick schließlich auf die Schachtel in meinen Händen. »Ah«, sagte sie. »Sie bringen die Cupcakes.«

»Genau. Ich bringe die Cupcakes. Ich bin sozusagen das Sahnehäubchen. Wie schön für mich!« Ich lachte dünn, aber sie ignorierte meinen Versuch, die Situation aufzulockern. Womöglich hatte Lolly bereits ein ernstes Wörtchen mit ihr geredet.

Sie drehte sich um und murmelte etwas vor sich hin, was ich als Aufforderung zum Eintreten interpretierte.

Ich betrat das kirchenschiffähnliche Foyer mit dem glänzenden Marmorboden. Die wilde Farbkombi- nierung von Jackson Pollock, die ich so lebhaft in Erinnerung hatte – und später an der Uni analysieren musste –, hing immer noch über der mit braunem Steppolster bezogenen Bank, auf der ich als Kind so oft gesessen hatte. Durch das Dachfenster zwei Stockwerke über uns fiel die goldene Abendsonne auf die Mahagoni-Treppen, die sich zu beiden Seiten des Raumes in die Höhe schlangen. Wenn dieser erste Eindruck nicht trott, hatte sich im Haus der St. Clairs in den letzten zehn Jahren nichts verändert. Das überraschte mich nicht. Evelyn und Thaddeus St. Clair, oder Lolly und Tad, wie ihre besten Freunde sie nannten, waren feste Größen in der High Society von San Francisco und hielten unbeirrbar an ihrem guten Geschmack fest. Ich hatte das Gefühl, aus der Zeit gefallen zu sein. Halb rechnete ich damit, Julia St. Clair

in ihrer maßgeschneiderten Schuluniform am oberen Ende der Treppe stehen zu sehen, mit ihrem breiten Grinsekatten-Lächeln und dem Discman, aus dem das jodelnde Geträller von Jewel drang. Zum Glück war das unmöglich. Julia war mittlerweile achtundzwanzig Jahre alt, wie ich, und trug die Farben unserer Schule schon lange nicht mehr. Mein letzter Stand war, dass sie als stellvertretende Vorsitzende eines Risikokapitalunternehmens in New York lebte. *Na, das hat Julia St. Clairs Bankkonto ja gerade noch gefehlt*, dachte ich, als die Nachricht von ihrem Topjob an einem ganzen Rattenschwanz von E-Mails mit einem fröhlichen »Pling« in meinem Postfach landete. *Noch ein paar Nullen mehr.*

Als ich hinter dem Dienstmädchen auf die Küche zu steuerte, tauchte urplötzlich Lolly St. Clair vor mir auf und drückte mich mit ihren schlanken, Chanel-umhüllten Armen unerwartet fest an sich. Die Kilos, die ich in den letzten zehn Jahren zugelegt hatte, schien die ohnehin dünne Lolly seither verloren zu haben. Sie kam mir vor wie ein zartes Vögelchen. Ein winziges, piepsendes, merkwürdig kräftiges Vögelchen.

»Ach, Gott sei Dank, du bist es nur!«, krächzte sie mir ins Ohr. »Ich wäre fast gestorben, als es klingelte. Zu früh kommende Gäste sind bei uns so willkommen wie die Pest. Das weißt du sicher noch von früher.«

Bevor ich ihr drohend ins Haar hüsteln konnte, krallte Lolly ihre Fingernägel in meine Schultern und schob mich ein Stück zurück. Ihre blassblauen Augen wanderten prüfend über mein Gesicht. Ich erwiderte ihren Blick, doch

man hätte eine Lupe gebraucht, um irgendwelche Veränderungen an ihr zu erkennen. Mit ihren einundsechzig Jahren strahlte sie eine Faye-Dunaway-artige Schönheit aus. Ihrem Alter angemessen hatte sie sich die Haare weißblond gefärbt und zu einem kinnlangen Bob frisiert. Ihre makellose, straffe Haut hatte sie zweifellos einem hervorragenden Chirurgen zu verdanken. Andere Frauen ihrer Generation ähnelten nach solchen Liftings eher einem Schlauchboot im Windkanal.

Nachdem Lolly mich ausgiebig inspiziert hatte, zog sie mich wieder an sich. »Hallo, mein Liebes«, hauchte sie. »Meine reizende kleine Annie.«

Ich war fest entschlossen, mich nicht in das Netz von Erinnerungen einwickeln zu lassen, die ihre Stimme sofort in mir weckten. Stattdessen blickte ich über ihre Schulter in die Küche. Doch das war ein Fehler. Mein Körper versteifte sich sofort. Irgendwie war ich wohl davon ausgegangen, dass die St. Clairs wenigstens in der Küche Veränderungen vorgenommen hatten – aus Respekt vor meiner Mutter, aus Trauer oder Reue oder einfach nur, um keine düsteren Bilder heraufzubeschwören. Aber alles sah noch genauso aus wie früher. Die Arbeitsflächen aus sandfarbenem Granit, dessen feine goldene Adern ich unzählige Male mit den Fingern nachgefahren hatte; die Backöfen, in denen Julia und ich bei Pyjama-Partys mit unserer Schulclique Pizza gebacken hatten; das lange Fenster mit dem perfekten Postkarten-Ausblick auf die glitzernde Bucht und die majestätische Golden Gate Bridge, bei dem mir das Herz jedes Mal noch etwas weiter aufging.

*Zuhause*. Das Wort bohrte sich wie ein vergifteter Pfeil in mein Inneres. Warum musste es auch so kompliziert sein? Warum konnte man nicht einfach von einem Haus sprechen, wie im Spanischen, wo *casa* das gefühlte Zuhause, aber auch jedes beliebige Gebäude meinen kann? Mein Blick streifte die Kücheninsel mit der weißen Marmorplatte, an der meine Mutter vor so langer Zeit so viele Stunden verbracht hatte. Ich versuchte krampfhaft, nicht auf die Stelle am Boden zu sehen, wo man meine Mutter gefunden hatte.

»Tja«, sagte ich und löste mich erneut aus Lollys Umarmung. »Wie ich sehe, habt ihr dieses Haus ziemlich vor die Hunde gehen lassen.«

Lolly lachte hell auf und hob den Zeigefinger. »Und wie ich sehe, hast du dich kein bisschen verändert. Ich bin fast versucht, dich zu fragen, ob du für deine Geschichtsklausur gelernt hast, mein Fräulein.«

»Frag nur«, sagte ich schon halb versöhnt. Lolly war eigentlich ganz erträglich, trotz ihrer spitzen Fingernägel. »Die Antwort wird immer noch die gleiche sein.«

Das Dienstmädchen, das in Lollys Gegenwart sehr viel zuvorkommender geworden war, holte auf ihre Anweisung hin die restlichen Schachteln mit Cupcakes aus dem Auto, das ich mir von meiner Freundin Becca geborgt hatte. Becca war es auch gewesen, die mich überredet hatte, die Törtchen für Lollys Benefizparty zugunsten von Save the Children zu liefern. *Spinnst du?*, war es aus Becca herausgeplatzt, als ich ihr erzählte, dass ich Lollys Bitte abzulehnen gedachte. Überleg mal, diese ganzen

reichen Fuzzis werden deine Cupcakes essen! Und wozu bitte willst du dir diese Gelegenheit entgehen lassen? Um das achtmillionste Mandelcroissant für die Valencia Street Bakery zu backen? Um weiter die Scheiße irgendwelcher Schoßhündchen im Dolores Park einzutüten? Ich konnte nicht abstreiten, dass sie Recht hatte. Und so war ich wieder bei den St. Clairs gelandet. Als Aushilfe. Mein Nervenkostüm war an diesem Tag sicher empfindlicher als Lollys teurer Zweiteiler.

Ich wusste natürlich ganz genau, dass Lolly jeden Patisserie von San Francisco hätte buchen können, den sie wollte. Sie gab mindestens einmal im Monat einen großen Empfang; ihr Adressbuch war voller Caterer, Veranstalter und Hilfsorganisationen, die sie für förderungswürdig hielt. Trotzdem hatte sie mir in all den Jahren immer wieder präzise formulierte E-Mails geschickt und gelegentlich forsch auf den Anrufbeantworter gesprochen, ohne sich von meinen spärlichen Antworten entmutigen zu lassen. Es war ja nicht so, dass ich sie nicht mochte, aber ich hatte einfach schon sehr viel meiner Lebenszeit darauf verwendet, mich aus der Welt der St. Clairs zu befreien. Ich kannte Lolly gut genug, um zu wissen, dass sie gleich die ganze Hand nahm, wenn man ihr nur den kleinen Finger reichte. Doch als sie herausfand, dass ich als Bäckerin in einem kleinen Café im Mission District arbeitete – einem traditionell von Latinos bewohnten Viertel, in dem Lolly höchstwahrscheinlich noch nie gewesen war, geschweige denn gegessen hatte –, musste ich ihre Hartnäckigkeit einfach bewundern.

»Meine Lieblingssorte!«, rief sie aus, als sie die Schachtel öffnete, die das Dienstmädchen in der Küche abgestellt hatte. »Dass du das noch wusstest! Zitrone. Ach, da bin ich aber froh. Ich habe mir ein bisschen Sorgen gemacht, du könntest irgendwelche schrecklich *modernen* Sorten mitbringen. Es ist ja schon schlimm genug, dass ich Erwachsenen so etwas wie Cupcakes serviere ... nichts gegen dich, Annie! Heute ist jeder ganz verrückt nach diesen Dingen, nicht wahr? Aber wenn du mit so lächerlichen Geschmacksrichtungen wie *Wasabi* oder *Mojito* angekommen wärst, hätte ich wirklich nicht gewusst, was ich tun soll. Wenn ich den Geschmack von Lavendel auf der Zunge haben will, kann ich mir auch gleich Raumspray in den Mund sprühen.« Lolly verzog das Gesicht so weit, wie ihre gestraffte Haut es zuließ. »Manchmal habe ich den Eindruck, dass niemand mehr weiß, wie köstlich die feineren Dinge schmecken. Zum Glück gibt es die Klassiker.« Sie hielt inne. »Hast du ...« Sie warf mir einen prüfenden Blick zu. »Ist das ein Rezept deiner Mutter?«

»So gut ich es aus dem Gedächtnis hinbekommen habe. Ich habe ihr Backbuch nie gefunden.« Ich sah kurz zu der Kücheninsel hinüber. »Ehrlich gesagt würde ich mich gern danach umsehen, wenn ich schon mal hier bin. Natürlich nur, wenn du nichts dagegen hast, dass eine abgebrannte Bäckerin in deinem wertvollen Silber herumschnüffelt.«

»Ich denke, wir können ausnahmsweise mal ein Auge zudrücken. Wir haben niemanden mehr in der Remise

untergebracht, seit ...« Lollys Stimme erstarb. Sie musterte ihre perlmuttlackierten Fingernägel, bis sie sich wieder im Griff hatte. Als sie aufsaß, war die Gefühlsregung, die sich kurz auf ihrem Gesicht bemerkbar gemacht hatte, verschwunden. Sie atmete tief durch, und ihre Brust hob und senkte sich unter der zinnfarbenen Bluse. Ich stellte mir vor, wie sie morgens vor dem Spiegel stand und ihre Liste durchging: *Makellos geschwungene Augenbrauen? Abgehakt. Gemeißelte Wangenknochen? Oh ja. Strahlendes Lächeln? Und ob. So, dann gehen wir mal ein paar Kinder retten.*

»Nun ja, Hausangestellte waren eigentlich nicht mehr nötig, nachdem ihr Mädchen aufs College gegangen seid«, fuhr Lolly fort. »Jetzt spuken nur noch Tad und ich durch dieses große alte Haus.«

Ich versuchte, mein Grinsen nicht zu breit werden zu lassen. Lolly und Tad hatten vielleicht keine Angestellten mehr bei sich wohnen, aber ich hätte mein bestes Cupcake-Rezept darauf verwettet, dass sie immer noch von früh bis spät von helfenden Händen umgeben waren. Schließlich waren diese helfenden Hände fast zwanzig Jahre lang die meiner Mutter gewesen.

Meine Mutter, Lucia Quintana, wurde mit sechzehn von ihrer streng katholischen Familie verstoßen, weil sie schwanger war. Sie floh aus Ecuador und quartierte sich erst einmal bei einer Cousine in South San Francisco ein, wo sie die nächsten zwei Jahre auf der Couch schief, bis sie schließlich das Glück hatte, als Nanny bei den St. Clairs anfangen zu können. Obwohl ich die Einzelheiten

dieser Geschichte so gut kannte wie das Grundrezept für Rührteig, konnte ich sie immer noch kaum glauben. Wie hatte dieses schwächliche junge Mädchen, dessen Bauch sich schon unter dem ungewohnt gespannten T-Shirt zu wölben begann, bloß den Mut aufgebracht, alles hinter sich zu lassen und mit unzähligen Überlandbussen fast zehntausend Kilometer weit in eine fremde Stadt zu fahren, in der es nur einen einzigen Menschen kannte?

Durch ein städtisches Vermittlungsprogramm landete Lucia irgendwann in dem vornehmsten Salon, den sie je gesehen hatte. Während sie auf der Kante eines cremefarbenen Plüschsofas kauerte, erzählte sie Lolly St. Clair in dem unbeholfenen Englisch, das sie sich in den zwei Jahren als Putzfrau zugelegt hatte, dass sie eine Tochter habe, Anita, die genauso alt war wie Lollys Julia. Das war in Lollys Augen ein Pluspunkt. Die Komplikationen, die bei Julias Geburt aufgetreten waren, hatten eine weitere Schwangerschaft unmöglich gemacht, und Lolly wollte nicht, dass Julia als Einzelkind aufwuchs. Diese Version der Geschichte hatte ich im Laufe der Jahre oft gehört, doch ich kannte Lolly gut genug, um zu wissen, dass sie ihre Entscheidung nicht nur aus Eigennutz getroffen hatte. Hinter ihrem gepflegten Äußeren versteckte sich ein weicher Kern; Lolly hatte wirklich ein Herz für Bedürftige, und wer konnte bedürftiger sein als eine alleinerziehende, arbeitslose Immigrantin? Also zogen meine Mom und ich kurz darauf in die Remise des Anwesens der St. Clairs in Pacific Heights. Und bis zu dem Tag, an dem sie starb, haben wir beide nie woanders gewohnt.

Während ich sechs Dutzend Cupcakes auf Lollys weißen Serviertellern aus feinstem Limoges verteilte, bewunderte ich meine kleinen Kunstwerke. Lollys Sorge war nicht unbegründet gewesen, denn ich hatte tatsächlich eine ausgesprochene Vorliebe für extravagante Geschmacksrichtungen und originelle Noten. Am liebsten kombinierte ich frische Zutaten mit einem altmodischen, sündhaft süßen Cremeberg; Bio-Pfirsich und Chai-Latte mit einem Topping aus Vanille-Ingwer-Buttercreme war gerade eine meiner Lieblingskreationen. Doch weil Lolly St. Clair die klassischen Varianten bevorzugte, hatte ich für ihre Benefizparty schlichte Cupcakes mit feinem Zitronen-, Vanille- und Mokka-Geschmack gebacken. Sie waren kleiner als meine experimentellen Tortentürme, und die Haube aus zarter Buttercreme hatte ich mit selbst gemachten Zuckergussfigürchen verziert, lauter reizenden kleinen Vögelchen und Schmetterlingen. Kurzum, diese Cupcakes waren ein Gedicht. Oder um es weniger blumig zu sagen: Sie waren verdammt lecker.

Lolly bestand darauf, dass ich mich unter die Partygäste mischte, aber zuerst musterte sie mich noch von Kopf bis Fuß. Ein altbekannter Groll stieg in mir auf, während sie mein Outfit in allen Einzelheiten kritisch beäugte: die violette knielange Tunika, die schwarzen Leggings, das türkisfarbene Modeschmuck-Armband, die goldenen Kreolen und meine dunklen, unzählbaren Locken, die bis zum Rücken reichten. Immerhin hatte ich mich nicht mit den Secondhandklamotten begnügt, die ich normalerweise trug. *Ja, du hast Recht*, dachte ich und erwiderte

ihren Blick mit trotzig vorgerecktem Kinn. *Ich passe hier nicht herein.* Doch innerlich war ich nervöser, als ich mir eingestehen wollte, und ich spielte mit meinem Armband, bis Lollys strenge Prüfung abgeschlossen war.

Aus Stolz überwand ich mich, das Foyer zu durchqueren und mich der Party anzuschließen, die inzwischen in vollem Gange war. Schwarz befrackte Kellner schwirrten im Salon der St. Clairs umher und servierten Damen in knisternden Seidenkleidern teuren Wein in ebenso teuren Kristallgläsern. Alle sahen einfach perfekt aus: durchtrainiert, braun gebrannt und mit einem Lächeln wie aus der Zahnpasta-Werbung. Offenbar gab es einen Zahnarzt in Palm Springs, der auf Wunsch Poolbesuche abstattete, um dort sein Bleaching durchzuführen. Nur mir hatte mal wieder keiner Bescheid gesagt. Ich fühlte mich ein bisschen, als hätte ich mich in ein Ferienlager für reiche Erwachsene verirrt, wo man sich den Tag über mit Wassersport verausgabte hatte und nun im Speisesaal zusammenkam. Mit dem kleinen Unterschied, dass man sich auf Jachten statt auf Paddelbooten vergnügt hatte und der Speisesaal nicht mit Bierbänken, sondern mit Kronleuchtern, Samtvorhängen und einem unbezahlbaren Panoramablick ausgestattet war.

*Nehmen diese Leute überhaupt irgendwelche Nahrung zu sich?*, fragte ich mich, und es tat mir jetzt schon leid um die Tablettis voller angebissener Cupcakes, die am Ende des Abends im Müll landen würden. Als mir ein Glas Wein angeboten wurde, nahm ich es dankbar an und

steuerte schnell auf eine der drei Balkontüren zu, die auf eine riesige schiefergraue Terrasse hinausführten.

Es war ein schöner Tag Ende Juni, der längste Tag des Jahres lag bereits hinter uns, und für San Francisco war der Abend ungewöhnlich klar und warm. Die Heizlampen auf der Terrasse waren noch nicht einmal angeschaltet. Die Bucht schillerte im Licht der untergehenden Sonne, das der Brücke die Farbe eines Red Velvet Cake verlieh und den Himmel über den graugrünen Eukalyptusbäumen des Presidio-Geländes in ein pfirsichfarbenes Licht tauchte. Im Süden erhob sich die Gefängnisinsel von Alcatraz dunkel aus dem Wasser; ich fragte mich, ob der ein oder andere Finanzhai, der in seiner Villa in Pacific Heights krumme Geschäfte abwickelte, bei diesem Anblick ins Schwitzen geriet, wenn er seinen Martini kippte. Ich unterdrückte ein Grinsen, lehnte mich über die Brüstung und berauschte mich an der Aussicht. Um die Wirkung noch zu verstärken, trank ich meinen Wein in einem Zug hinunter.

»Annie? Tatsächlich, du bist es !«

Diese Stimme. Ich fuhr herum. Vor mir stand Julia St. Clair. Sie war groß und gertenschlank wie eh und je, und ihre glänzenden blonden Haare waren so geschnitten, dass sie schnurgerade bis auf die Schultern fielen. Die schlichte Frisur, die ihr die Eleganz einer Pariserin verlieh, umrahmte ein Gesicht von unverändert anmutiger Schönheit.

»Julia!«, sagte ich und spürte, wie meine Waden sich verkrampften. Das passierte immer, wenn mich Angst

überkam. Als würde mein Körper, den ich höchstens auf dem Weg zur Bushaltestelle zum Laufschrift zwang, in solchen Situationen einem angeborenen Fluchtinstinkt folgen. *Die Nähe dieser Frau*, schienen meine Beine mich zu warnen, *senkt deine Überlebenschancen!*

Julia umarmte mich. Ein leichter Duft von Rosenblüten hüllte mich ein. »Du siehst überrascht aus. Hat Mom dir nicht gesagt, dass ich hier bin?«

»Nein«, sagte ich kühl. »Kein Wort.«

Entweder bemerkte Julia meinen Ton nicht, oder sie überhörte ihn absichtlich. »Komisch. Na ja, ich wohne wieder zu Hause. Natürlich nur vorübergehend.« Sie lächelte und betrachtete den Diamantring an ihrer linken Hand. »Ich bin verlobt. Eine Hochzeit in Kalifornien komplett von New York aus zu organisieren wäre der Horror gewesen, also habe ich mich hier einquartiert. Wir heiraten im Frühjahr oben am Weinberg.«

Das mit der Verlobung hatte Lolly tatsächlich erwähnt. Julias Zukünftiger, Wesley Irgendwas, war einer dieser Senkrechtstarter aus dem Silicon Valley. Allerdings hatte Lolly nicht dazugesagt, dass Julia wieder in San Francisco war. *Diese Intrigantin!*, dachte ich. *Machiavelli wäre beeindruckt gewesen*. Geschickt war sie, das musste man ihr lassen.

»Ich gratuliere«, sagte ich so neutral wie möglich, obwohl meine Zunge ganz trocken wurde. Julias Anblick versetzte mich zurück in eine Zeit, in der mich Gerüchte umschwirrt hatten wie eine dunkle, undurchdringliche Mückenwolke. »Das freut mich für dich.«

»Danke. Meine Güte, Annie, wie lang ist das jetzt her? Zehn Jahre? Das letzte Mal haben wir uns ...« Julia zögerte, und ich half ihr nicht über die unangenehme Stille hinweg. Es war einfach zu schön, sie in ihrer Selbstsicherheit wanken zu sehen. Doch dann warf sie ihre Haare zurück und vollendete den Satz. »Das letzte Mal haben wir uns bei der Beerdigung deiner Mutter gesehen.«

»Stimmt.«

Eine Weile blickten wir beide stumm zur Bucht hinunter.

»Sie fehlt mir«, sagte Julia.

Ich sah abrupt zu ihr hinüber. In ihrer Stimme lag etwas Klagendes, eine stille Verzweiflung, in der noch mehr mitzuschwingen schien als die Trauer über den Tod meiner Mutter. Julia St. Clair hatte schon immer jene edle, klassische Schönheit besessen, die einen geradezu zwang, sie zu betrachten. Ich versuchte, meine frühere Freundin mit den Augen eines Fremden zu sehen. Ihre Gesichtszüge waren weich, weniger akzentuiert als bei ihrer Mutter, eher hübsch als extravagant. Sie sah aus wie eine Frau, die jede Nacht ihre acht Stunden Schönheitsschlaf bekommt, jeden Morgen von Flieder- und Caffè-Latte-Duft geweckt wird und sich in eine Kaschmirdecke hüllt, wenn sie erster Klasse nach Rom fliegt – was sie ziemlich oft tat. Ihre aristokratische Nase war lang und schmal, aber nicht *zu* lang oder *zu* schmal, und ihre makellos cremefarbene Haut war noch nie von einem Pickel entstellt worden. Mit achtundzwanzig hatte Julia nicht die Spur von Lachfalten um ihre rosigen Lippen und tief-



Meg Donohue

## **Das beste Rezept meines Lebens**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-40972-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Zwei Freundinnen, ein gemeinsamer Traum und ein lang gehütetes Geheimnis

Zehn Jahre sind vergangen, seit die ungleichen Freundinnen Annie und Julia im Streit auseinandergegangen sind. Annie ist nun eine begnadete Bäckerin, Julia erfolgreiche Geschäftsfrau. Als sie sich zufällig wiedertreffen, beschließen sie, ihren Zwist zu begraben und ein Cupcake-Café zu eröffnen. Doch plötzlich taucht eine Jugendliebe der beiden auf, und jemand scheint ihr Café zu sabotieren. Aber Annie und Julia halten an ihrem Traum fest, und schließlich wird aus den beiden ein richtig gutes Team.

 [Der Titel im Katalog](#)